Die Eisstadt in der Marmolata

Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin - Wachtler

Da kam Anfang November 1916 der raue Wintersmann und trennte die erbitterten Kämpfer. Ein Höhepunkt des Gebirgskrieges war damit vorüber. Der Winter 1916/17 übertraf an Wildheit und Schneemengen seine Vorgänger seit wenigstens dreißig Jahren. Trotz der reichen Erfahrungen des Vorjahres in der Beseitigung der Lawinengefahr – Bau lawinengesicherter Unterstände und Einstellen jeden Personenverkehrs – mussten wir nur zu sehr erfahren, dass wir noch lange nicht ausgelernt hatten. Die nicht bestimmbaren Unbekannten der unerforschlichen Gleichung setzen sich zusammen aus den unzähligen Kombinationen der Schneearten, die wieder beeinflußt sind von den Temperatur- und Windverhältnissen während und nach dem Schneefall. Die Oberflächen-, und zwar die Pulverschneelawine des eigentlichen Winters, nicht die nasse Grundlawine des Frühjahres, hat die meisten Opfer verschlungen.

LEO HANDL
Von der Marmolatafront 1917

Der harte Winter 1916/17 mit teilweise sechzehn Meter Schnee ging weiter. Nun wussten sie alle die Naturgewalten besser einzuschätzen. Das vollkommen zerstörte Lager Gran Poz musste in aller Eile wieder aufgebaut werden. Leo Handl zog auf Erkundungsgänge. Durch Zufall gelangte er in einer langen Schlucht an ein riesiges Gletschertor. In aller Eile wurde dort ein großer Unterstand errichtet und mit einem Schneetunnel direkt mit Gran Poz verbunden. Bald schon zogen sechzig Mann ein. Sie hofften, bis zum Sommer dort ausharren zu können. Noch im Winter begannen sie, das Eis auszuhöhlen, um auch dieses Lager mit der Eisstadt zu verbinden. Mittlerweile zogen sich die Gänge und Stollen mehr als acht Kilometer im Innern des Gletschers der Marmolata dahin.

Bis Weihnachten 1916 hatten sie endlich, nach Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten und Unabwägbarkeiten, von der Dodici aus alle Gletscherstellungen unterirdisch zugänglich gemacht.

Voller Neugierde und Misstrauen mögen die Gegner von der Serauta beobachtet haben, wie allmählich alle menschlichen Spuren vom Winde auf der Oberfläche verwischt wurden. Unsere Stellungen schienen ihnen wohl am Absterben zu sein.

Doch kaum wagten sich einige Alpini aus ihrer Deckung, wurden sie schon aufs Korn genommen. Immer häufiger überflog die italienische Luftaufklärung den Gletscher, um die Veränderungen am auszuwerten und auf die Taktiken der österreichischen Heeresführung schließen zu können. Ein Katz und Maus-Spiel entstand.

Obwohl die »Stadt im Eis« vielerlei Vorteile bot, absolute Sicherheit herrschte auch im Innern nicht. Manchmal stießen die Bohrmannschaften aus unerklärlichen Gründen im Eis auf riesige Wasseransammlungen, welche sie unvermittelt trafen und in die Flucht schlugen. Dann wieder löste sich die Grundmoräne und stürzte aus einer Höhe von zwanzig Meter auf das Barackendach, das sie gebaut hatten. Zumindest an Wasser, Kühlräumen und Vorratskammern litten sie keinen Mangel.

Schließlich gelang es, das steile erste Stück über eine Schotterterrasse, das Gran Poz mit der Eisstadt verband, zu umgehen. Dort war es immer wieder zu schweren Unfällen gekommen. Eine letzte Lawine im Frühjahr 1917 verschüttete noch einmal 104 Träger, »doch kam der größte Teil mit dem Leben davon,« wie Leo Handl nüchtern vermerkte.

Wie ein Wissenschaftler begann Handl, seine »Eisstadt« akribisch zu erforschen. Dabei rief er die bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der Gletscherkunde zu sich. Er ließ sogar im Gipfelbereich der Marmolata eine meteorologische Station errichten. Die Professoren Eduard Brückner, Richard Finsterwalder und Hans Heß karrten ihre wertvollen Beobachtungsinstrumente auf Kosten des Alpenvereins heran.

»Krieg und Wissenschaft eng vereint und sich gegenseitig unterstützend, das gibt einen guten Klang!« stellte ein zufriedener Leo Handl fest, während sie in der tief verschneiten »Handl-Hütte« am Gletscherrand feierten, obgleich die italienischen Granaten links und rechts einschlugen. Gemeinsam studierten sie die teilweise zwanzig Meter hohen Wechten im Gipfelbereich der Marmolata und ließen sich

Archiv Maurizio Dellantonio

Die Dodici und links die Undici. Man sieht die Verbarrikadierungen der österreichischen Truppen.

Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin - Wachtler

Tief verschneite Unterkünfte an der Marmolata. Die Unterkünfte mussten in mühevoller Arbeit frei geschaufelt werden.

von den alten einheimischen Bergführern erklären, dass die Gletscher in raschem Rückschreiten begriffen waren.

*

Kaiserschütze Eugenio Mich überlebte die große Lawine am Gran Poz nur leicht verletzt. Leidlich erholt, schickte man ihn, wie viele andere, wieder in die Gletscherstadt.

Hier befinden sich alle Baracken unterm Eis. Immer Nacht, nur Kerzenlicht, nur die Wachposten sehen das Tageslicht. Die andern bemerken den Tag nur, wenn sie zu Gletscherspalten kommen. Aber auch hier ist man 20-40 Meter darunter. In den Baracken gibt es immer Rauch. War man einen Monat dort, wurde man wie die Neger in Afrika.

Mit Stahlseilen musste er mithelfen, die Hütten an den ausgesetzten Graten und Abhängen zu befestigen. Es stürmte dauernd und die leichten Konstruktionen liefen Gefahr, in die Tiefe getrieben zu werden. Es waren gefährliche Arbeiten, besonders bei schlechten Wetterbedingungen.

Archivio Istituto Cultural Ladin - Vigo di Fassa

Romantische Stimmung in einem Eisstollen. Gegen Ende 1917 umfasste die »Eisstadt« ein zwölf Kilometer langes Stollennetz.

Wenn das Gewitter kam, fuhren die Blitze durch die Telefondrähte in die Baracke. Wir saßen auf den Betten, hoben die Füße in die Höhe und isolierten uns mit den Decken, um nichts zu spüren.

Zu Leo Handls treuestem Begleiter wurde der Fassaner Bergführer Anton Iori aus Penia. Selbst er musste sich erst langsam an die Tücken des Geländes im Innern der Eisstadt gewöhnen: die rutschigen Eiswände, das Überschreiten der schwarzen Schlünde, das Sichern an den Brüchen und Spalten. Einmal erspähte Handl, wie Anton Iori einige italienische Blindgänger in einer großen Randkluft versteckte. Er stellte ihn zur Rede.

»Vielleicht, wenn ich noch am Leben sein werd, kann ick verkaufen an meine Touristen so `ne Granate«, antwortete ihm Bergführer Iori in seinem Dialekt. Leo Handl wünschte, dass ihm dieser Wunsch bald in Erfüllung ginge.

Oft standen wir voll Bewunderung bei der Durchforschung der glitzernden Gemächer still: Weiße feinkörnige Firnwände, von waagrechten, durchsichtigen Eisbändern durchzogen, wechselten mit malachitgrünen, rundlichen Gesimsen, von denen tausendfach schimmerndes und funkelndes, seidenartig glänzendes Eiszapfengeschmiede in den wunderlichsten Formen herniederhing. Hätten die Ahnen von die-

sen blauen Wundern gewusst, wie viel anders wäre die Sage von dem Märchenschloss der Königin Marmolata gewesen!

Da Gletscher dauernd in Bewegung sind, mussten die Brückenbauten ständig beobachtet werden. Durch die Spannungen erweiterten sie sich langsam, was zu Rissen führte, durch deren lauten Knall die Mannschaften jedes Mal zu Tode erschreckt wurden. Durch eine solche Erschütterung stürzte eines Tages ein großer Eisblock auf einen kleinen Unterstand in der auf 3259 m hoch gelegenen Kaiser-Franz-Josef-Spalte und zerdrückte drei Soldaten. Noch kurz zuvor saß Leo Handl selbst mit einer Gruppe von Kameraden dort, und sie sangen fröhliche Soldatenlieder, begleitet von der Laute. Einige Bergführer begutachteten daher ständig jede Bewegung im Eis und meldeten die Beobachtungen sofort Leo Handl weiter. In vielen Bereichen war Schwindelfreiheit erforderlich, besonders weil einige Holzbrücken über dreißig bis vierzig Meter tiefe Spalten gelegt werden mussten. Leo Handl ärgerte sich maßlos, wenn die todmüden Träger gerade dort ihre schweren Lasten im Geheimen in die Tiefe entsorgten. Einmal zog er auch wirklich seinen Revolver, setzte ihn einem kleinen Mann aus Galizien an die Schläfe und drohte mit todernster Miene, ihn zu erschießen. »Bitte erschießen, Herr!« antwortete ihm dieser, genauso ernst.

Nach wenigen Wochen hingen die Brücken zumeist, infolge der Bewegungen des Eises, nur mehr an wenigen Vorsätzen oder liefen Gefahr, in die Tiefe zu stürzen.

Innerhalb kürzester Zeit wurde die »Stadt im Eis« mit neuen Märchenpalästen und blau schimmernden Eiskanälen erweitert. Sie wuchs und wuchs. Alles in allem waren es inzwischen zwölf Kilometer Eisstollen. Die Abzweigungen und die markantesten Punkte wurden mit Hinweistafeln und Pfeilen versehen, besprüht mit gelber, phosphoreszierender Farbe. Sie erhielten wohlklingende Namen, wie »Kärntnerstraße«, in Erinnerung an die nobelste Wiener Geschäftsstraße, oder »Stephansdom«. Auf 3259 m Höhe befand sich die »Kaiser-Franz-Josef-Randspalte«, ein gewaltiger und majestätischer Riss. Dann gab es noch den »Kaiser-Karl-Stützpunkt«, die »Hauptstraße« mit Durchgang zum »Kaffee Zentral«, und selbst Leo Handl kam mit der »Handl-Spalte« zu seinen verdienten Ehren. Aus einer Welt der Sagen entnommen waren das »Eismeer« und die »Kristallwand«.

Im »Eisdom« zelebrierte der »Gletscherpfarrer« Martin Matschik seine Messen. Die Pioniere hatten eine erhabene Gletscherhöhle mit schönen Auswurffenstern verziert und sogar ein Altarpodest für den allseits beliebten Feldkuraten aufgebaut. Überall war er gegenwärtig. Er schleppte selbst schwere Lasten, verarztete die Verwundeten, spendete den Sterbenden Trost und organisierte eigenhändig den Nachschub.

Was die Kämpfenden aber am meisten freute, war, dass sie ab nun vor feindlichen Kugeln fast sicher waren. Nur einmal durchschlug ein 21er Geschoss eine Spaltenbrücke, explodierte fatalerweise in einem Unterstand und tötete zwei Soldaten. Mehr jedoch liefen sie Gefahr, sich in den dunklen Stollengängen zu verirren und in der Dunkelheit zu Tode zu stürzen, besonders, wenn sie nicht genügend Beleuchtung mit sich führten. Und noch immer wurde an der Eisstadt rastlos weiterge-

baut, als würde der Krieg ewig währen. Bald schon gab es einen eigenen Verbandsraum für den Bataillonsarzt. In einem anderen wurden die Gasgranaten gestapelt.

Sie versuchten sogar, eine schwere Steinbohrmaschine von ganz unten bis zur S-Stellung zu schleifen. Sie war zerlegt worden. Lange Kanthölzer dienten als Gleitkufen. Manchmal drohte sie, bedingt durch ihr Gewicht an Schneebrücken in die Tiefe zu stürzen. Nach unendlicher Mühe oben angekommen, brach bald danach durch einen in Flammen geratenen Benzinkanister ein Brand in der Baracke aus und zerstörte die Bohrmaschine gleich mit.

Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin-Wachtler

Bis zum Jahr 1917 wurde der Großteil der Eisstollen ausgebaut und aufwendig gesichert.

Allein um die Linien an der Marmolata zu verteidigen, waren, auf die verschiedenen Punkte verteilt, über siebenhundert Mann nötig. Um diese zu versorgen, brauchte es täglich zwei Tonnen Lebensmittel. Dazu kamen noch Kohle, Sprengstoff und Waffen, Holz zum Bau der Baracken und vieles mehr. So waren täglich vierhundert Träger erforderlich, welche die dreißig bis vierzig Kilo schweren Lasten in oft mehrstündigen, erschöpfenden Märschen bis zu den Stellungen bringen mussten. Zumeist handelte es sich um Bosniaken oder andere aus Ostländern deportierte Menschen. Obwohl diese allein von sechzig Soldaten bewacht wurden, gelang es doch immer wieder dem einen oder anderen, hinter die italienischen Linien zu fliehen.

Das Leben im Innern des Gletschers war in Grunde nur dadurch etwas angenehmer, weil man vor Feindangriffen sicher war. Immer öfter ging es Leo Handl durch den Kopf, ob nicht die Italiener Gleiches wie er im Sinn hatten, nämlich ebenfalls eine Eisstadt zu bauen. Hinter der Randspalte zum Serautagrat führte eine sich weder um Freund noch Feind kümmernde Randspalte, als Verbindungsgang zwischen italienischen und österreichischen Stellungen. Diese ließ er besonders stark mit Drahtverhau verriegeln und stellte einen Horch-Alarmposten hin. Auch weiter oben verliefen Randspalten, die für Überraschungsangriffe genutzt werden konnten. So blieb die wohlbegründete Angst, dass es eines Tages die Italiener schaffen könnten, sich einen Stollengang freizukämpfen. Deshalb legten die Österreicher Zugbrücken über Gletscherspalten an oder montierten versteckte Drahthindernisse, die sie durch Zug eines Postens herunterfallen lassen konnten, um ein Vordringen des Angreifers zu verhindern.

Im Februar 1917 machten sich drei verwegene Kaiserschützen auf, um den Gletscher zu erkunden. Sie gingen wie stolze Krieger mit hoch aufragender, gebogener Feder auf der Mütze, umgeschnallter Flinte und Handgranaten im Gürtel. Aber sie kehrten nicht mehr zurück. Erst am übernächsten Tag gelang es, sie auszuspähen. An einem schiefen Eisturm lagen drei schwarze Körper. Als man eine Patrouille nach ihnen aussandte, stellte diese fest, dass die Körper noch durch Bergseile verbunden waren. Die drei Soldaten hatten fürchterliche Risswunden. Darin steckten noch Stücke von Handgranaten. Einer hielt sogar noch den Stiel fest umkrallt in seiner Hand. Anfangs glaubte man, sie wären bei ihrem nächtlichen Streifzug von den Italienern getötet worden. Dann stellte der Sanitätsarzt fest, dass wohl eine der Granaten zu früh krepiert war und alle in den Tod gerissen hatte.

Der Krieg hatte mittlerweile eine Dimension erreicht, die für die meisten unbegreiflich geworden war. Alte Freundschaften wurden gesprengt, viele Wunden eröffnet. So erinnerte sich bekümmert der junge Bergführer Fedele Bernard aus Vigo di Fassa, der mit Leo Handl seinen Dienst versah:
Man kämpfte und starb hier oben. Nicht mit Hass, aber mit tiefem Leid im Herzen. Auf einer Seite kämpften die Talbewohner des Fassatales, auf der anderen Seite die rauen Bergler der Val Cordevole. Alles Menschen, mit denen wir in Friedenszeiten in den Bergen herumkletterten.

Selbst Ingenieur Leo Handl sollten die Geschehnisse rund um die Marmolata sein Leben lang nicht mehr loslassen. »Zäh und blutig wurde um schmale Felsgrate gerungen.«

*

Wer hier an der Marmolata kämpfte, wurde für die Ewigkeit geprägt, und jeder empfand es auf seine Art und Weise. Der süditalienische junge Soldat Antonio Pedalino wurde im Juni 1916 hierher versetzt. Es dauerte nicht lange, und er glaubte, sich in der Abenteuer-Romanwelt Don Quichottes wieder zu finden.
Es gab ein Kommen und Gehen von Kraftfahrzeugen, schnaubenden Lastwagen, Motorrädern, knirschenden Karren, Fahrrädern, von bewaffneten Soldaten, einige davon zielbewusst und stürmisch, mit gepackten Rucksäcken, zum Kampf fest entschlossen, dem gerechten und wilden Kampf. Man sah Luxus-Autos, welche manch einen Oberleutnant mit harter und verwirrter Miene auf der kurvenreichen Stecke zu den gestrengen Bergen hinbrachten. Dieses Gewirr an den verschiedensten Dingen bildete nun das ohrenbetäubende Echo des Tales. Schwer verletzte und überall blutende Soldaten auf Tragbahren wurden von den Sanitätern mit weitum prangenden Abzeichen des Roten Kreuzes gebracht. Bei einigen der Verletzten sah man freudige Gesichter, wahrscheinlich, weil sie sich damit von der Todesgefahr befreit hatten und ihren Lieben, Freunden und Verwandten zurückgegeben wurden; andere wieder mit leidenden Gesicht wegen der gewaltigen Anstrengungen während des Kampfes; andere wiederum mehr als gedankenlos, wahrscheinlich weil sie ein barmherziges Geschoss vom blutigen Kriegstheater, dem Schauplatz des fürchterlichen Geschehens befreit hatte.

So erlebte Soldat Antonio Pedalino die ersten Tage seines Krieges. Bald danach wurde er nach einem Schnellkurs als Telefonist an die vorderste Front geschickt.

Archivio Maurizio Dellantonio

Offiziere des 1. Bataillons des Kaiserschützenregiments III. Kompanie in einer Baracke, welche sich siebzehn Meter tief im Innern des Gletschers befand.

Er staunte, wie schnell er die Prüfung mit Auszeichnung hatte ablegen können und welches Vertrauen man in ihn setzte. Es kam ihm vor wie im Mittelalter, als er sich zunächst noch in einem einfachen Bauernhaus labte, bevor er mit den »Bergen des Todes, welche alles niedermähen und zerstören, Menschen und Dinge gleichermaßen« in Berührung kam. Die fürchterlich zugerichteten und niedergeschlagenen Soldaten, die von der Front zurückströmten, machten ihn nachdenklich. So stieg er zur Ombretta hoch. Er glaubte, schon an der Farbe der Felsen zu erkennen, hinter der österreichischen Linie zu sein, so anders schien sie ihm als jene auf der italienischen Seite. Je näher er zur Front kam, desto lauter wurde der Kriegslärm: ratternde Seilbahnen, Kanonengeschosse, die ihn terrorisierten, die gedankenlose Stille der Soldaten, die sich auf ihren Kriegseinsatz vorbereiteten und eine Natur, welche mit all mitzumischen schien.

Dann stand Soldat Antonio Pedalino vor dem Krieg: »Warum eigentlich dieser Krieg – dachte ich bei mir? Sie beschrieben ihn mir als grauenhaft, befremdend! ... Wo sind die Männer, die ihn machen, wenn man keine Menschenseele sieht.« Wie viele andere, versuchte er das Wesen des Krieges zu verstehen und zu begreifen, ohne dass es ihm auch nur annähernd gelang. Wie die anderen erlebte er die Kämpfe, die Grauen, die mitkämpfende Natur mit ihren Schneestürmen, Gewittern und Hagelschlägen - und wurde davon tief beeinflusst. »In mir blieb nichts anderes als das Gespenst eines unheilvollen Trauerzuges, der Anblick von Gefahren, von Opfern, und unmenschlichen Entbehrungen... «

*

Am 19. Februar 1917 verließ auf italienischer Seite Hauptmann Arturo Andreoletti fast fluchtartig die Marmolatafront. Er gehörte zu den ganz Großen dieses Krieges in den Bergen. Wie Sepp Innerkofler und Leo Handl auf der einen Seite und Cesare Battisti, Antonio Berti und Attilio Calvi auf der anderen. Obwohl Mailänder, kannte er die Dolomiten wie kein Zweiter. Ab 1908 gelangen ihm dort eine Reihe verwegener Erstbesteigungen, besonders an der Marmolata, in der Sella-Gruppe und im Rosengarten-Massiv. Der Fassaner Bergführer Francesco Iori sollte zu seinem treuen Begleiter werden.

Als der Krieg ausbrach, wurde Andreoletti an die Marmolata-Front versetzt und rückte ab Oktober 1915 als Hauptmann zum Kommandanten der 206. Kompanie des Bataillons Val Cordevole auf. Seine Tatkraft galt als unübertrefflich, seine Entscheidungsfähigkeit genauso. Er war überall präsent, brauchte wenig Schlaf und hielt seine 206., die bald auf 800 Mann anwuchs, zusammen, dass jeder für ihn durchs Feuer gegangen wäre. Durch seine umsichtige Führung und seinen menschennahen Charakter verbanden sich die Soldaten mit ihm in solcher Freundschaft, dass seine Truppe bald in »Compagnia Padreterno« (Kompanie des Ewigen Vaters) umbenannt wurde. Er hielt wenig von den Rangunterschieden. Offiziere wie Soldaten hatten in den gleichen Barackensiedlungen zu wohnen. Reinlichkeit für jeden war oberstes Gebot, selbst in den schwierigsten Situationen. So gab es in seiner Kompanie kaum Fälle von Erfrierungen, so umsichtig plante er jedes Detail. Er setzte sich ein, dass alle Soldaten bei ihm Sonderrationen bekamen, die dem erhöhten Kalorienverbrauch in dieser Höhe Rechnung trugen.

Er kannte an der Marmolata jeden Vorsprung und jede Kante, und sogar die meisten Leute des »österreichischen« Fassatales waren ihm bekannt. Deswegen gab er seinen Alpini den Auftrag, jedes Mal, bevor sie den Feind beschossen oder wenn sie nachts an der Ombretta sonderbare Geräusche vernahmen, laut nach »Iori«, den ihm ans Herz gewachsenen Bergführer Francesco Iori aus Alba, zu rufen. Iori allerdings hatte man längst schon, als einen in der k.u.k.-Armee nicht linientreuen Italienischsprachigen, ins heutige Moldawien versetzt. Obwohl Andreoletti zugetragen wurde, dass das Haus des Bergführers mittlerweile vom österreichischen Kommando unter Beschlag genommen worden war, ordnete er an, dieses trotzdem nicht unter Beschuss zu nehmen. Noch im Jahr 1914 war Francesco Iori nach Mailand, Turin und Venedig eingeladen worden, um dort Vorträge zu halten. Als der Schullehrer und Bergführer im Juni 1914 zurückkam, verweigerte man ihm aus fadenscheinigen Gründen die Auszahlung seines Lehrergehalts, und das, obwohl der Krieg noch nicht begonnen hatte. Dann teilte man ihm mit, dass er entlassen worden war. Man überwachte seine Briefpost. Am 30. Juni 1914 händigte er im Geheimen einem beiderseitigen Freund einen Brief an Arturo Andreoletti aus.

Darüber hinaus glaube ich, dass unsere Gefühle die gleichen wie früher geblieben sind, und was auch passiert, die gleichen bleiben werden.

Der Krieg steuerte auf seinen Höhepunkt zu. Am 12. Juli 1916 wurde der frühere Abgeordnete im österreichischen Parlament, Cesare Battisti, Leitfigur des italienischen Irredentismus, in Trient unter unwürdigen Umständen hingerichtet. Haupt-

mann Arturo Andreoletti empfand es als seine Pflicht, Don Maquinaz, den neuen Kuraten zu rufen und ihn aufzufordern, am nächsten Tag eine Messe für den Freiheitshelden zu lesen. Don Costanzo Bonelli, der Vorgänger von Don Maquinaz, war im März einer Lawine zum Opfer gefallen. Der Geistliche weigerte sich mit dem Hinweis, dass einem Vaterlandsverräter die gerechte Strafe widerfahren sei und er nie und nimmer die Finger für einen Überläufer rühren würde. Als er seine Meinung am nächsten Tag immer noch nicht geändert hatte, herrschte ihn Andreoletti an, auf der Stelle zu verschwinden und nie mehr bei seiner 206. aufzutauchen. Der Hauptmann fand es eine gerechte Strafe, als er einige Zeit später erfuhr, dass der Fußtritt eines Maulesels dem Leben des Geistlichen ein Ende gesetzt hatte.

Zu Beginn des Jahres 1917, im tiefsten Winter, entwickelte Oberleutnant Peppino Garibaldi die Idee, den Col Ombèrt zu besetzen, ein Unternehmen, das den Italienern schon im September des Vorjahrs nicht gelungen war und große Verluste abverlangt hatte. Hauptmann Arturo Andreoletti sollte sich dem fügen. Es kam zu einem heftigen Disput. Andreoletti verwies auf die Gefahren, das Blutvergießen, die Sinnlosigkeit und warf auch ein, dass man die Soldaten nicht in den Tod hetzen durfte, ohne selbst jemals persönlich die Tücken des Geländes und die Unbilden der Natur gesehen zu haben. Leutnant Garibaldi orderte an, dass man ihn auf der primitiven Seilbahn zum Passo d'Ombretta hinaufbringen sollte. Von dort aus konnte er das Gelände gut übersehen. Ob durch Unbilden des Wetters oder durch Hinterlist der Liftmaschinisten, drohte die Gondel in die Tiefe zu stürzen. Der hochrangige Befehlsführer kehrte, zu Tode verängstigt, ins Hauptquartier nach Sottoguda zurück, ohne auch nur annähernd Geländekenntnisse gewonnen zu haben.

Ich fühlte in meinem Innersten, dass ich nie im Leben dem Plan von Leutnant Garibaldi eine ehrliche und tatkräftige Unterstützung zukommen hätte lassen können. Ich fühlte aber auch, dass ich nicht hätte schweigen und meine Abscheu von all dem hätte verheimlichen können.

Nachts schloss sich der Hauptmann in sein Zimmer ein und analysierte noch einmal alles durch. Dann fiel seine Entscheidung. »Der Geist war klar und die Nerven angespannt, die dunklen Vorahnungen enteilten.« Er schrieb seine Überlegungen nieder, aber auch, dass hier an der Marmolata, wo er mit so viel Kampfgeist für seine Ideale gekämpft hatte, nunmehr kein Platz mehr für ihn war. Am nächsten Tag rief er seinen treuen Unterleutnant Giacomo Bargellesi zu sich und hieß ihn den Brief zu lesen. »Seine Augen wurden feucht, und auch meine füllten sich mit Tränen.« Gleich erging es seinen anderen Kameraden. Sie umarmten sich und keinem gelang es, ein Wort hervorzubringen. Ohne weiteren Freunden seine Entscheidung mitzuteilen, zog sich Andreoletti vom Ombretta-Haus und seiner Marmolata zurück und stieg ins Tal hinab. Aber es ließ sich nicht verheimlichen. Es trauerte der Feldwebel Francescantonio Franceschelli: »Ich würde Ihnen überall hinfolgen, wenn ich nur könnte, denn ich weiß, welch ausgezeichneter Führer Sie sind.«

Unten in Malga Ciapéla stieß er unvermittelt auf Oberleutnant Peppino Garibaldi. Dieser wunderte sich. Arturo Andreoletti rechtfertigte sich mit einer starken

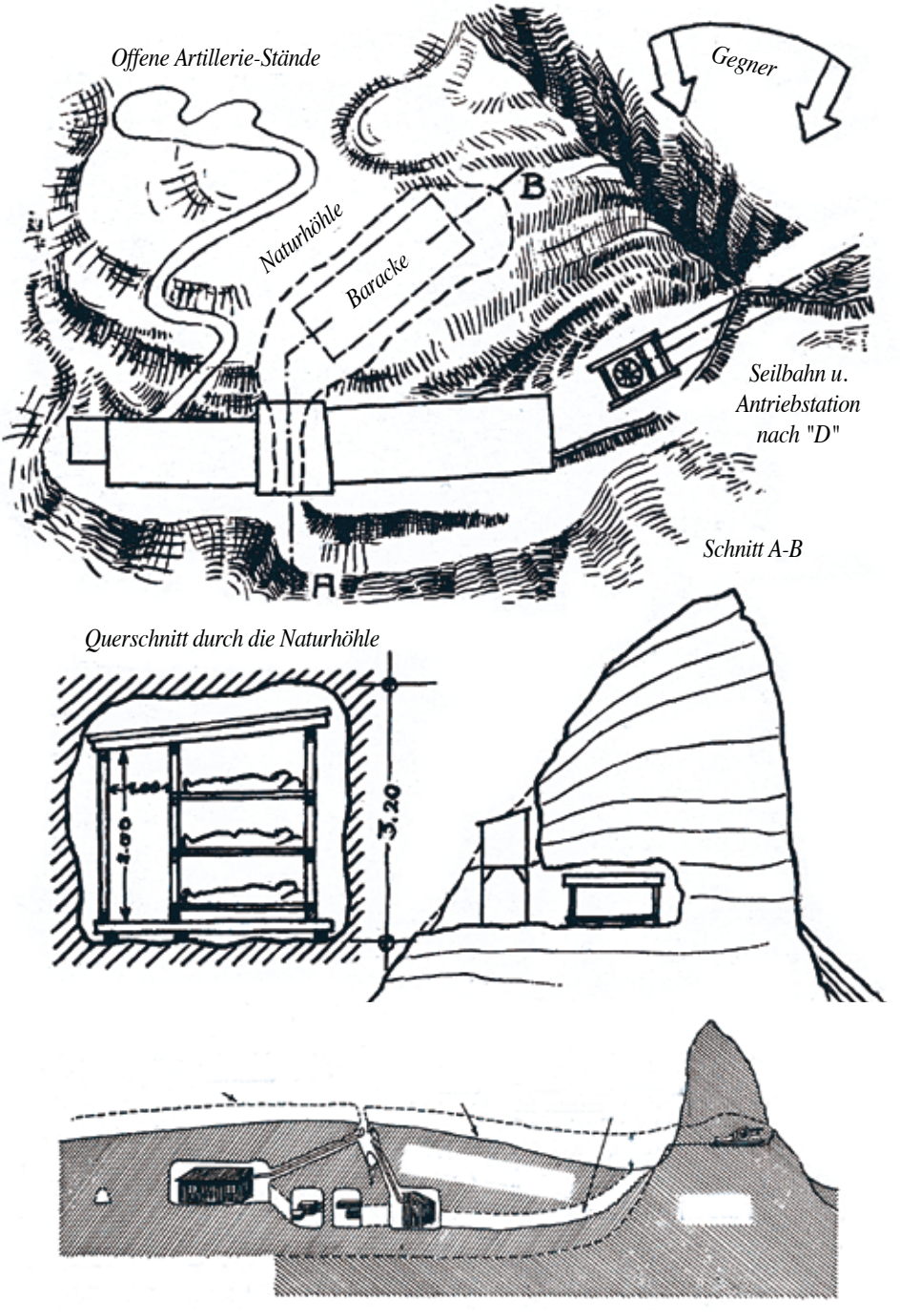
Erkältung. Er lud ihn zu seiner wärmenden Suppe ein. Der flüchtende Hauptmann lehnte ab. Mit einem Schlitten ließ er sich nach Alleghe ziehen.
Allein auf dem Schlitten kauernd, döse ich auf den Strohsäcken. Noch einmal überprüfe ich die Lage, in die ich mich selbst gebracht habe und die noch nicht abgeschlossen ist. Ich erkenne, dass es sich meinerseits um einen schwerwiegenden und alles auflösenden Schritt handelt, aber wahrscheinlich kann ich damit das Schlimmste vermeiden.

Am 20. Februar 1917 morgens stellte er sich dem Kommandanten des Armeekorps. »L'Ombretta ohne seinen Hauptmann Andreoletti? Das kann nicht sein. Sollen doch alle Garibaldis zum Teufel gehen...«, versuchte dieser den allseits geschätzten Mann noch zu halten. Andreoletti übernahm in der Folge mit allseitiger Achtung Aufgaben an der Civetta, in der Val Cismon und an anderen Orten.
Die 206. Kompanie lebte in uns weiter wie immer, im Geiste, dem wir ihr gaben. Mit einer bewundernswerten und berührenden Treue wollten mir meine Alpini und Offiziere ihr Zusammengehörigkeitsgefühl weiterhin beweisen, indem sie mich, wann immer sie konnten, auf dem Laufenden hielten. Auch ich interessierte mich für ihre Erfahrungen und diese Gewohnheit dauert auch heute noch an, obwohl schon viele Jahre vergangen sind, das Schicksal uns auseinandergerissen hat und der Tod viele Lücken ins unsere Reihen gemäht hat.

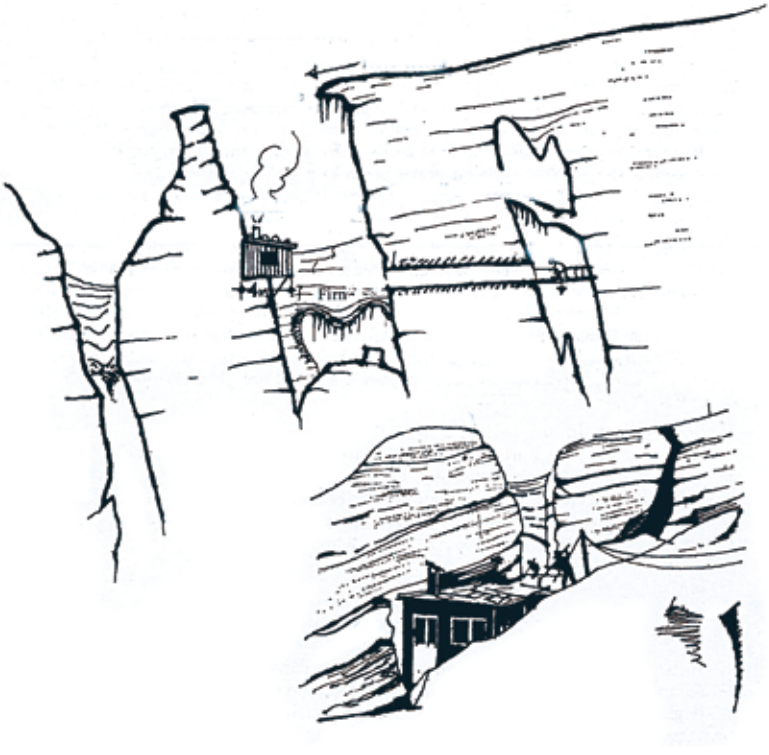
*

Der Sommer 1917 kam, das zweite Jahr in der Eisstadt. Die österreichische Besatzung an der Vesura-Scharte vermeldete aufgeregt, dass täglich an die hundert Male die Baracken dort erzitterten. Wahrscheinlich machten sich die Italiener ihrerseits daran, Felsstollen mit großem Eifer voranzutreiben.

Der Aufbruchstimmung des vergangenen Jahres war mittlerweile die Routine gefolgt. Es wimmelte nur so von Leuten. Die Anzahl der Sturmtruppen war auf das Doppelte erhöht worden. Die Verbindungsdienste wurden neu geregelt, genauso wie die Instandhaltung und der Ausbau der Stollen durch Pioniereinheiten. Nach wie vor schleppten schwer beladene Träger ihre Lasten in die Höhe. Unten im Fassatal entstanden neue Tischlereien. Dort wurden die Balken geschnitten und gleich zu provisorischen Hütten zusammengesetzt. Dann markierte man sie mit verschiedenen Farben, ehe sie wieder zerlegt wurden. Mittels der modernen Bleichert-Seilbahn wurden die Balken erst zum Pian Trevisan und von dort zum Gran Poz-Col de Bous über den Gletscher zur Endstation auf die Dodici befördert. Im Akkord schlugen Sappeure den für eine Hütte benötigten Platzbedarf von 100 bis 200 Kubikmeter Eis aus dem Gletscher, während Zimmerer schon bereitstanden, um die vornummerierten Balken zu Baracken zu montieren. Denn aufgrund der ständig steigenden Besatzungszahlen herrschte noch immer Not an Betten, Küchen und anderen Einrichtungen. Leo Handl konnte sich beruhigt zurücklehnen:
Die Festungsstadt im Eise wurde nun mit größtem Eifer ausgebaut. Schwer beladene Träger und voll ausgerüstete Stürmer schoben sich unablässig durch die engen Stollen. Knietief lag der feine Grus auf der Sohle, auf dem das Gehen so anstrengend ist wie auf dem galizischen Staubsande. Die Luft ist unbeschreiblich schlecht,



Detailansicht von Leo Handl der Schlafstätten, der Anlage der Kavernen am Col de Bous und eines hohen Felssporns oberhalb des Fedaia-Passes.



In diese Gletscherspalte auf 2800 m wurde ein Unterstand mit Küche für 45 Mann gebaut. Sie wurde noch im gleichen Jahr von den Eismassen zerstört. Skizze von Leo Handl.

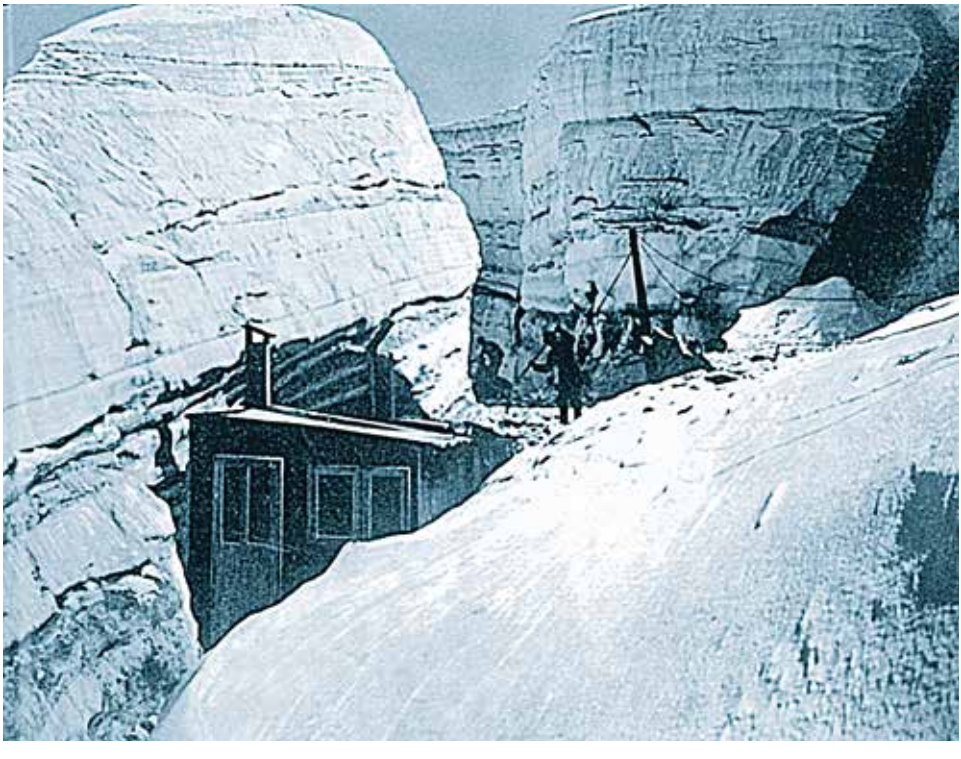
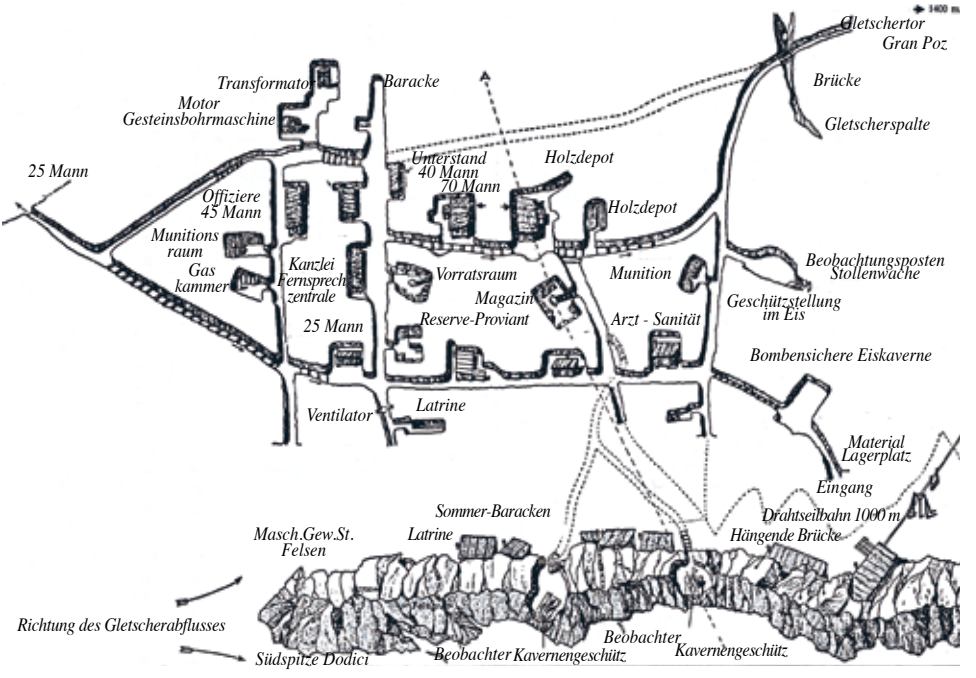


Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin - Wachtler



Aus dieser Skizze der Eisstadt von Leo Handl ersieht man, wie genau er alles plante und einzeichnete. Hier war alles enthalten, was man für einen längeren Aufenthalt im Innern der Gletscher benötigte.

denn die Leute tragen nur selten Akkumulatorenlampen oder Kerzenlaternen, meistens halten sie rauchende Petroleumfackeln in den Händen. Dort, wo breite Spalten auf Holzbrücken überschritten werden, bietet sich die beste Verteidigungsmöglichkeit; hier richten sich sogleich stehende Feldwachen wohnlich ein, hacken sich mit dem Eisbeil eckige Nischen aus dem Eise, und wenn der Hunger quält, setzen sich die schwarz berußten Männer um ein knisterndes Feuer, das auf einem Stahlschild mit Hartspiritus und Holzsplittern genährt wird, um sich die sauer verdienten Gulaschkonserven zu wärmen. Vor lauter Rauch rinnen ihnen helle Tränen über die stoppligen Wangen, und die nasskalten Füße zwingen sie immer wieder, trotz aller Müdigkeit aufzustehen und umherzutrippeln.

*

Das Leben am Gletscher ging weiter, es wurde zum Alltag. Auch der junge Florentiner Carlo Delcroix war voller Begeisterung in den Krieg gezogen. Keine Aufgabe war ihm zu gewagt, keine Anstrengung nicht machbar. Im November 1916 verteidigte er an der Serauta die Stellungen, ausgestattet mit österreichisch-ungarischen Schwarzlose-Gewehren. Man hatte sie dem Gegner in den letzten Monaten in großer Anzahl abgenommen und fand es schade, sie nicht in Gebrauch zu halten. Bei –30 Grad harrte er im Dreitausender Gipfelbereich aus und tat es ohne Wehklage. Als er den Winter einigermaßen überstanden hatte, übertrug man ihm die Aufgabe, die Neuankömmlinge in der Handhabung der Handgranaten auszubil-

den. Mit Pflichtbewusststein übernahm er auch diese Aufgabe. Am 11. März 1917 setzte Schneefall ein. Die zum Entfernen der nicht explodierten Sprengsätze beauftragte Truppe schaffte es nicht mehr, das Feld zu säubern. Niemand dachte daran, Warnschilder aufzustellen. Es schneite die ganze Nacht über. Am nächsten Morgen kehrten einige Bersaglieri müde von ihren Kampfeinsätzen an den Frontlinien zurück. Der erste trat auf eine nicht entschärfte Mine und blieb zerfetzt und schreiend liegen. Die Rettungskräfte wagten es aus Angst vor weiteren loszutretenden Sprengsätzen nicht, ihm zu Hilfe zu kommen. Er verblutete. In der Kantine trug man Delcroix die schreckliche Nachricht zu. Er fühlte sich verantwortlich für das Geschehene und hetzte zum Schießstand, da eine weitere große Anzahl von Soldaten erwartet wurde, die von den vorderen Linien zurückkamen. Er versuchte Caporale Capezzali und andere zu gewinnen, mit ihm das gefährliche Minenfeld zu säubern. Mit vor Schreck geöffneten Augen erstarrten diese und taten keinen einzigen Schritt. Da beschloss Delcroix, allein in das tückische Schneefeld zu gehen – obwohl seine Kameraden ihn davor abzuhalten versuchten.

All dies tat ich nicht ohne Angst, sondern im Wissen eines unaufschiebbaren Pflichtgefühls. Ich handelte aus freiem Entschluss und in der Überzeugung, dass nur die äußerste Leichtfertigkeit meiner Jugend mir dies überhaupt ermöglichte.

Den ganzen Nachmittag suchte er, zwischen Schneefall und Kälte, den Boden Zentimeter um Zentimeter ab und entschärfte eine Handgranate nach der anderen. Als es Abend wurde, gewahrte er eine, bei der nicht einmal das Sicherheitsband entfernt worden war. Er machte sich daran, sie in den nahe gelegenen Bach zu schleudern. In diesem Augenblick explodierte die Bombe. Als einer der ersten eilte Leutnant Tullio Minghetti zum Unglücksort. »Delcroix lag in einer Blutlacke im Schnee. Er hatte seine Hände und Augen verloren und schien über und über verletzt zu sein.«

Es bestand kaum Hoffnung, dass er den nächsten Tag überlebte, so fürchterlich entstellt war er.

Seine gebrochenen Augen und ohne Leben waren mit schwarzem Blut getränkt, sein Gesicht und die geschwollenen Lippen durch die Wucht der Explosion wie verbrannt. Hunderte von Splittern hatten sich in den Körper gebohrt, besonders in Brust und Rücken, mit so tiefen Wunden, dass der Arzt einen Durchbruch der Lungenhöhle befürchtete. Die Armstümpfe waren ein einziges blutiges Mus aus Muskeln, Fasern, Nerven und gebrochenen Knochen. Der Arzt der Malga Ciapéla, Leutnant Ravazzoni, übernahm sofort den Körper von Delcroix und setzte alles daran, die tiefen Schnitte im Brustkorb und den Armen zu nähen und den Rachen aus der Ansammlung von gebrochenen Zähnen, Speichel und Erde zu befreien, um zu verhindern, dass er erstickte.

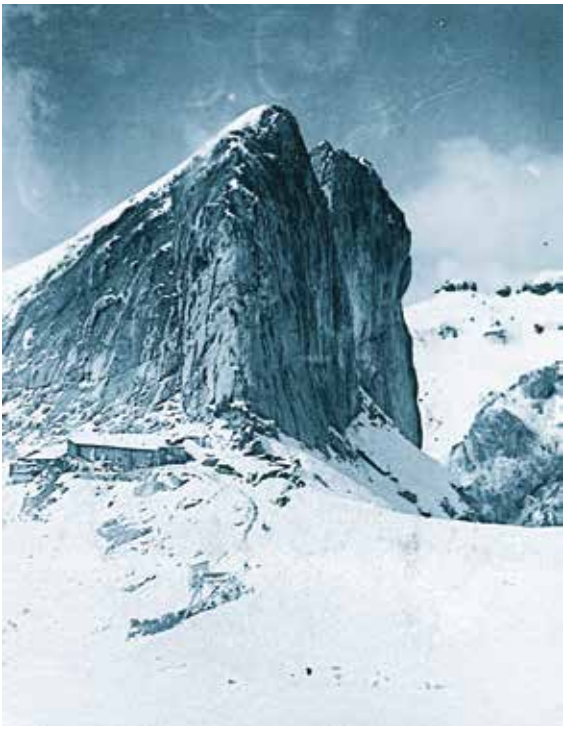
Wie durch ein Wunder schaffte es der Einundzwanzigjährige, die erste Nacht in einer Baracke auf Malga Ciapéla zu überleben. Am Tag darauf brachten sie ihn in das Feldkrankenhaus nach Caprile. Er bekam starkes Wundfieber und ersuchte Arzt Luigi Ravazzoni, ihn aufzugeben: «All deine Mühen sind unnütz. Was macht mir das Sterben aus? Ich bin stark und der Tod bereitet mir überhaupt keine Angst.«

Links: Italienische Radiofonisten im Einsatz. Oben: Ein einsamer Alpino auf Patrouille. Unten: Gemütliche Stunden am Gletscher.

Er erlebte die nächste Nacht und auch die übernächste. Doch verlor er beide Hände und das Augenlicht. Allmählich erholte er sich. Zwischen September 1917 und dem Kriegsende hielt er überall Vorträge, die wegen seines rhetorischen Talents auf viel Zustimmung stießen. So konnte Leutnant Tullio Minghetti im Namen seiner Kameraden nur schwärmerisch verklärt niederschreiben:
Delcroix erscheint uns allen – und so bleibt er in unserer Erinnerung – wie ein einsamer Held, hinauf gehoben zur großen Zauberin, der Marmolata: weiß wie Schnee, wie sie ihm für immer wie ein Schutz sein Haupt umhüllt, rot wegen des zinnoberroten und makellosen Blutes der vielen Soldaten, die hier als Helden starben, grün wie die Blumenwiesen, die im Sommer eine festliche Girlande bilden.

*

Die steil abfallenden Felswände der Marmolata wurde immer mehr zu einem Bollwerk, an dem sich die kämpferischen Italiener die Zähne ausbissen. Als eines Tages ein hoher Offizier der Ombretta einen Kontrollbesuch abstattete, überkam es ihn: »Man bräuchte Flügel, um hier hinauf zu kommen.« Eine verwegene Idee wurde in diesem Augenblick geboren. Man konnte doch mit einem Heißluftballon hinaufschweben. Die Alpini konnten dazu nur den Kopf schütteln. Nicht so ihr Kommandant Peppino Garidaldi. Er war sich sicher, dass man die über fünfhundert Meter hohe Felswand dadurch überwinden und leicht oben aufsetzen konnte. Er ließ einen Fachmann auf diesem Gebiet rufen: Giuseppe Colombo. Und dieser bestätigte, dass das tollkühne Unternehmen möglich war. Ein Schlachtplan wur-



Archiv Maurizio Dellantonio

Archiv Istitut Cultural Ladin –Vigo di Fassa

Österreichische Lager am Fuße des Col de Bous, dem Felshügel oberhalb des Fedaia-Passes. Ein Kanonengeschütz im Einsatz.

de entworfen. Gleichzeitig sollte eine Bergführertruppe in gewagter Aktion die Wand durchsteigen. Es entstand ein Hickhack. Das oberste Fliegerkommando tat die Pläne als Humbug ab und weigerte sich, den Ballon zur Verfügung zu stellen. Leutnant Garibaldi blieb hartnäckig. Er gewann einen Journalisten mit zweifelhaftem Ruf, Filippo Naldi, für seine Pläne. Dieser stellte ihm einen noch abenteuerlichen Industriellen namens Cobianchi vor. Und tatsächlich erklärte sich dieser bereit, den Flug zur Ehre und zum Ruhme des Vaterlandes zu finanzieren. Anfang Oktober 1917 wurde ein Riesenballon mit 900 Kubikmeter Fassungsvermögen aus Mailand herangeliefert, und zwei tollkühne Piloten mit dazu. In der Nacht sollten die österreichischen Truppen überrumpelt werden. Ende Oktober karrte man den Ballon mit jeweils neunzig bis hundert Kilo schweren und zwei Meter langen Gasflaschen auf den Pian d'Ombretta, wo man schon eine eigene Plattform, samt Hütte, Lebensmittel und eine lange Leine bereitgestellt hatte. Mit ihr wollte man später weitere Vorräte in die Höhe ziehen. Einige erfahrene Alpini warnten davor, dass ein einziger österreichischer Soldat mit einem Gewehrschuss genügen würde, um den Ballon zum Abstürzen zu bringen. Aber ihre Mahnung blieb ungehört. Der Ballon war schon startklar, als Anfang November die Nachricht vom Durchbruch bei Karfreit und dem damit erzwungenen italienischen Rückzug aus den Dolomiten eintraf. Zum Glück für die Ballonfahrer wahrscheinlich. Der kostbare Ballon blieb unbenützt und wurde irgendwann mit der Bahn wieder zurückgeschickt. Noch im Jahr 1919 bildete er ein besonders interessantes Schmuckstück

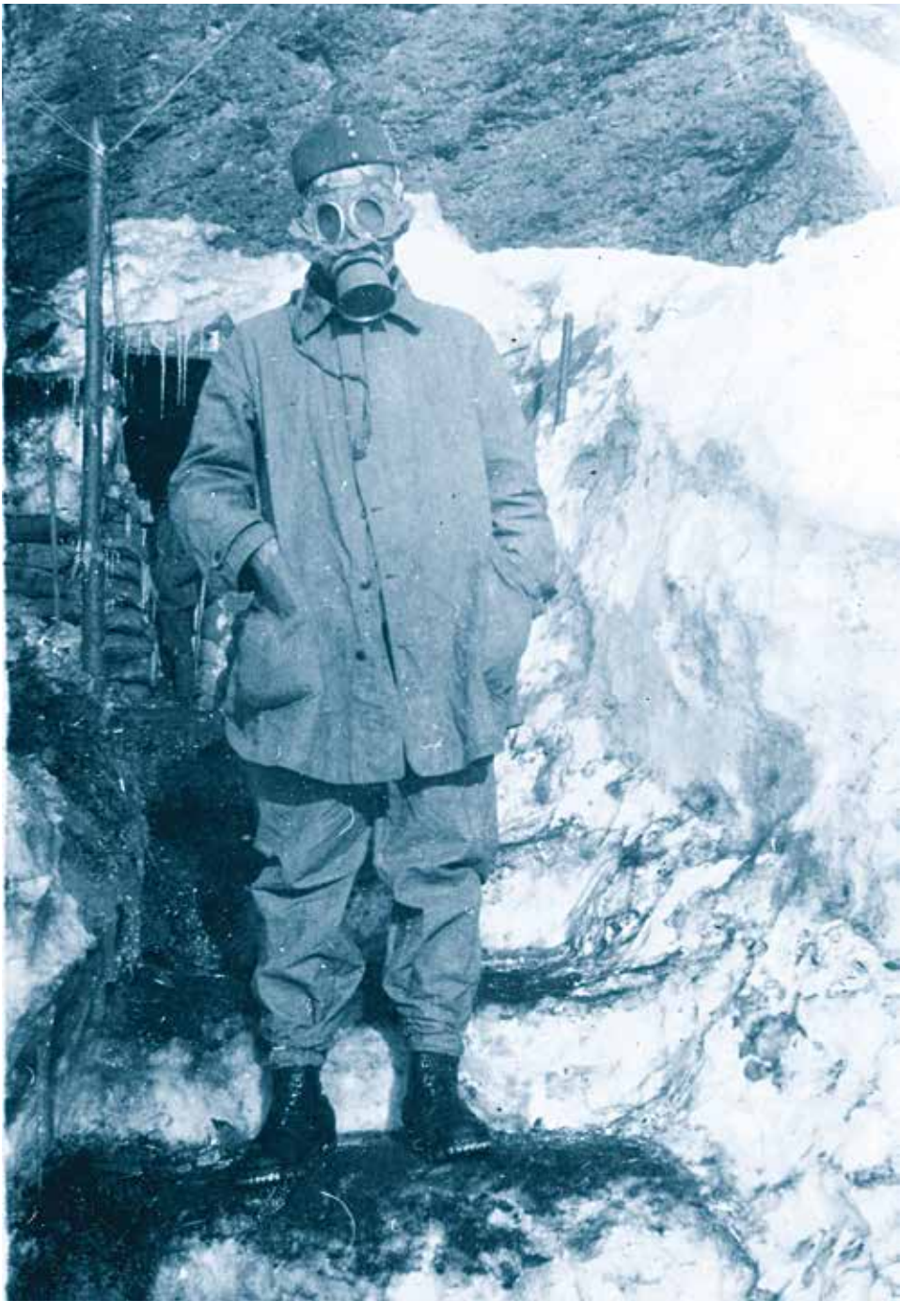
bei einer Ausstellung über Fluggeräte und bewährte sich in der Folge bei weiteren Ballonwettbewerben.

*

Mittlerweile war auch der italienischen Militärführung klar geworden, dass man die Österreicher mit normalen Mitteln nicht von ihrer vorherrschenden Stellung an der Marmolata verjagen konnte. Also ging man daran, unterirdische Stollen in den Felsen zu treiben, um die Gipfelstellungen der k.u.k-Truppen in die Luft zu sprengen. Die Posten lagen nicht allzu weit auseinander. Am 30. Oktober 1916 arbeitete das Pionierkommando des 4. Armeekorps eine Darstellung über den Bau eines Minenstollens unter der Vesura-Scharte aus. Im Winter vervollständigte man die Pläne. Mit zehn Tonnen Sprenggelatine wollte man die Stellung wegradieren. Ungefähr vier Monate Bauzeit fasste man ins Auge, bei zwei Metern Vortrieb am Tag. Die Idee wurde in den Wintermonaten wieder geändert. Nun sollte es ein Schneetunnel werden. Man entwarf für diesen Zweck sogar eine Eissäge mit Elektromotor, um mühelos Quader aus dem Eis zu schneiden. Doch man vertrödelte zu viel Zeit. Als man im April 1917 endlich mit der Arbeit begann, schmolz die Höhensonne das Eis schneller, als es die Pioniertruppe schaffte, voranzukommen. Ende April, nachdem man 150 Meter vorgedrungen war, erkannte man die Aussichtslosigkeit des Planes. Leutnant Peppino Garibaldi erteilte daraufhin den Auftrag, mit den Felssprengungen weiterzufahren. In tagtäglicher Angst, den österreichischen Truppen aufzufallen, bohrte man sich vorwärts. Es gab Tote und Verletzte bei den Sprengungen und beim Einbruch des lockeren Dolomitgesteins. Den Österreichern entgingen die Arbeiten in Richtung Vesura-Scharte auch nicht. Die Sprengungen und der Bohrlärm waren nur allzu gut zu hören.

Am 19. September 1917 vermeldete Hauptmann Gyurkovics: »Es kann sich weder um einen Angriffsstollen, noch um einen Minenstollen handeln: Ein Aufstieg aus dem Stollenausbruch über die senkrechte Felswand ist unmöglich.« Als Gegenmaßnahme forderte er trotzdem Flammenwerfer an. Die Italiener kamen aber dann doch über die Felswand. Eine tollkühne Patrouille des 51. Infanterieregiments kletterte unter Zuhilfenahme von Strickleitern über die steile Wand und direkt in die österreichische Stellung. Es kam zu einem Handgemenge. Die Kaiserjäger suchten Schutz in der darunter liegenden Kaverne. Doch die italienischen Bohrspezialisten hatten sich mittlerweile in Richtung Kaverne vorgearbeitet. Schon einen Tag später, am Nachmittag des 20. September, brach ihr Bohrer durch. Die wenigen Verteidiger schafften es nicht einmal mehr, ihre Maschinengewehre und Flammenwerfer aufzurichten. Alpini-Einheiten spritzten eine Flüssigkeit in die Höhle. Die österreichischen Soldaten hatten alle Hände voll zu tun, ihre Gasmasken aufzusetzen. Im anschließenden Maschinengewehrfeuer und Handgemenge gelang es einzig fünf k.u.k. Soldaten, dieser Hölle, zum Teil schwer verwundet, zu entkommen.

Die Ereignisse spitzten sich zu. All dies stachelte nunmehr bei den Österreichern den Kampfesmut an. Zwei Tage später eroberten sechs freiwillige Kaiserschützen die Kaverne an der Vesura-Scharte wieder zurück. Kopfüber stürzten die flüchtenden Italiener die Schlucht und den Abgrund hinunter. Doch ehe sich die Österrei-



Selbst wenn dieses Bild in unserer Zeit komisch wirkt, steckt doch bitterer Ernst dahinter. In Ersten Weltkrieg kamen erstmals Giftgase zum Einsatz. Mit solchen Masken versuchte man sein Leben zu retten.

cher einnisten konnten, kehrte eine nächste italienische Einheit zurück. Über das Schicksal der sechs Österreicher wurde nie etwas bekannt. Wahrscheinlich stürzten sie ihrerseits in den Tod. Die so lang gehaltene Vesura-Scharte ging damit endgültig verloren.

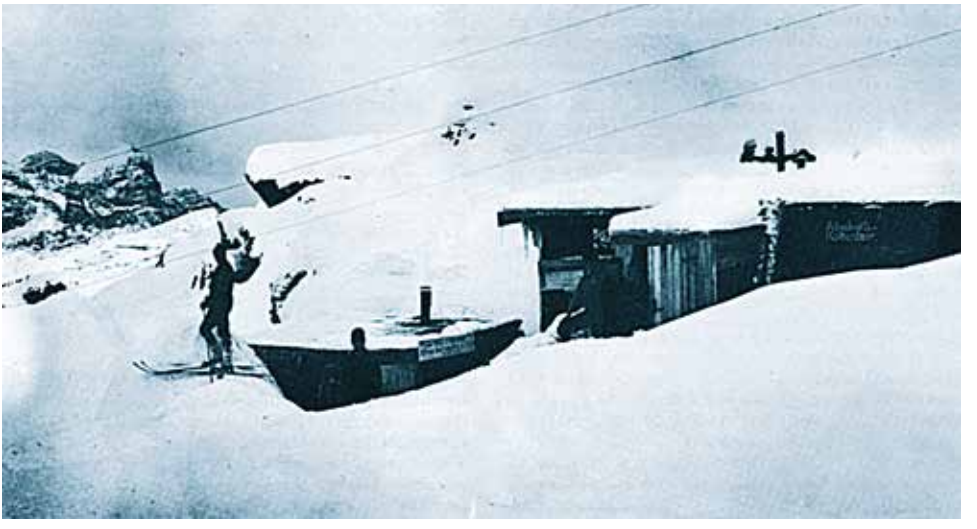
Um so mehr machten sich nun die österreichischen Truppen an den Stellungsbau an einer hoch aufragenden Höhe neben der Vesuraschlucht: der »3153 m«. Mit Hochdruck wurde dort am Ausbruch von Stollen gearbeitet. Doch am 23. September lösten sich große Eisbrocken von nebenan liegenden Gletschergalerien und drohten, die Mannschaft zu erschlagen. Gleichzeitig trieben die Italiener einen Stollen in die Gegenrichtung. Am 26. September folgte die nächste Sprengung, diesmal von österreichischer Seite aus. 15 Soldaten, darunter auch Leutnant Flavio Rosso, wurden unter dem Geröll begraben. Der Krieg verlagerte sich immer mehr auf die Gipfel der Marmolata. Die besten Bergführerpatrouillen versuchten, den jeweiligen Feind über bisher unerstiegene Kletterrouten zu überraschen.

Archivio Danilo Morell

Ein Soldat betrachtet gedankenversunken die vielen Eiswände bei den Serrai di Sottoguda.

Im Oktober 1917 machten sich die Alpini daran, einen langen Eisstollen bis hin zu den gegnerischen Linien zu bauen. Am 24. Oktober morgens wurde eine erste Mine im Eis gesprengt. Ein Teil von Handls Eisgalerien stürzte ein. Doch immer tragischere Notizen trafen von einem weit entfernten Schlachtfeld ein. An diesem Tag hielten die italienische 1. und 2. Armee im Frontabschnitt zwischen Tolmein und Flitsch den vereinten deutsch- österreichischen Kräften nicht mehr stand. Das italienische Heer geriet in Gefahr, sich vollkommen aufzulösen. Die Österreicher dagegen begannen, vom »Wunder von Karfreit« zu sprechen. An der Marmolata kämpfte inzwischen noch immer jeder, als würde der Krieg ewig dauern, besonders die Alpini. Die Kaiserschützen stellten große Pappschilder auf, in denen sie mit Schadenfreude auf die Niederlage Italiens hinwiesen. Die Tafeln wurden willkommene Zielscheibe italienischer Scharfschützen, um damit ihre Schießkünste vorzuführen. Die k. u. k. Armee und die deutschen Jäger fluteten derweil schon über den Isonzo in Richtung Tagliamento.

Am 29. Oktober zündeten die Italiener im Eis der Marmolata eine zweite, noch größere Mine. Am 31. Oktober 1917 standen sie, dank einer wahren Husarenleistung, auf der Höhe 3153 und begannen, die österreichischen Stellungen zu besetzen. Einen Monat lang hatten sie sich vorbereitet. In ausgesetzter Bergsteigerei legten



Ein wenig Humor kann auch im Krieg nicht schaden. Auf den Schildern warben die Soldaten für »Tiroler Weiß- und Rotweine, offenes Bier vom Fass«.

sie einen Klettersteig auf die Marmolata d'Ombretta an. Die neunzehn Männer der 206. Kompanie überrollten die kleine österreichische Stellung. Der gefangen genommen österreichische Postenführer wurde wegen seiner Tapferkeit und seiner Würde ehrenvoll behandelt und wie ein Held bestarrt. Die Marmolata d'Ombretta, 3153 m hoch gelegen, schmückte nun eine italienische Fahne. Es hatte dazu keinen Fesselballon gebraucht, sondern nur den Mut einiger Bergführer.

Am 3. November 1917 überquerten die ersten Österreicher eine intakte Brücke am Tagliamento. 300.000 Gefangene hatten sie mittlerweile gemacht. Über 400.000 warfen einfach ihre Waffen weg und desertierten. Die Mittelmächte Deutschland und Österreich beklagten dagegen nur 2.000 Tote. Tausende Geschütze und Unmengen an Material, Munition und Ausrüstung waren von den Italienern zurückgelassen geworden, ihr oberster Feldherr General Cadorna wurde angesichts des Ausmaßes der Niederlage seines Kommandos enthoben worden.

An diesem Tag kämpfte Unterleutnant Bruno Venezian mit seinen Truppen an der Seràuta noch verbittert gegen vordringende, österreichische Truppen. Nur mit Mühe gelang es ihnen, sie zurückzuschlagen. Am nächsten Tag drangen sonderbare Nachrichten nach oben, dass ab 20.00 Uhr jeder Feindkontakt zu unterlassen sei. Düstere Vorahnungen begannen sich am 4. November 1917 auszubreiten. Tagsüber wurden ohne Unterlass Stellungen abgebaut, Kriegsmaterial nach unten geschafft. Die Seilbahnen liefen auf Hochbetrieb. Für die wichtigeren Ausrüstungsgegenstände wollte man die Nacht abwarten. Zum letzten Mal wurden die Wachen aufgestellt. Unterleutnant Bruno Venezian von der 206. Kompagnie begann, voller Wehmut die letzten Anweisungen zu erteilen.

Bevor wir die Stellung verlassen, und um den Feind weiterhin unsere Anwesenheit zu offenbaren, rufe ich drei Alpini zum Ausgang des Stollens und erteile ihnen Be-

fehl, im Konzert drei Kartuschen abzufeuern. So als ob das Maschinengewehr noch in Betrieb wäre. An Stelle der Posten lasse ich eine Puppe mit Wintermantel und Helm hinter einem Stein und den Sandsäcken anbringen. Während wir uns durch die Galerien zurückziehen, verteilen wir entsicherte Handminen am Boden, welche sofort bei der ersten Berührung losgehen.

Die ganze Nacht über liefen die Seilbahnen auf Hochtouren. Baracken wurden angezündet, Pulverlager gesprengt, alles, was nur irgendwie von Wert sein konnte, unbrauchbar gemacht. Hunderte Kilo Munition warf man den Gletscher oder die Wand hinunter.

Ein alter Alpino, dem man die Aufgabe anvertraut hatte, den Gondellift in die Luft zu sprengen, fragte Leutnant Alberto Zanutti voller Trauer: »Ich hoffe, Herr Leutnant, dass nicht alles zu Ende ist!«

Am Tisch der Offiziersmensa spießte man mit einem Bajonett einen Zettel auf, worauf geschrieben stand: »Wir kommen wieder!«

Derweil zogen sich die Italiener fast 300 Kilometer tief ins Hinterland bis über den Piave zurück. Nur unter Aufbringung aller Kräfte gelang es, die sich auflösende Armee zum Stillstand zu bringen und neu zu formieren.

Auf Malga Ciapèla wurden alle Baracken und das Pulverlager in die Luft gesprengt, einschließlich der Brücken während des Rückzugs über die Serrai di Sottoguda. Jede Verbindung mit den früheren Gebieten sollte unterbrochen werden. Die Marmolata war aus dem unmittelbaren Kriegsgebiet ausgeklammert worden. Der Rückzug vollzog sich auf allen Linien. Überzählige Lebensmittel wurden an die Bevölkerung verteilt, ebenso die sich in den Depots befindlichen Kleidungsstücke. Es gab Raufereien und Streit. Die Einheimischen kehrten mit schwer bepackten Körben und Säcken nach Hause zurück und forderten ihre Kinder und selbst die Alten auf, es ihnen gleichzutun. Unterleutnant Bruno Venezian verfolgte alles mit Staunen:
Ein unglaubliches Schauspiel vollzieht sich vor unseren Augen: Überall in den Tälern bis zum Horizont erkennt man rot leuchtenden Flammenschein, während sich die Berggipfel mit ihrem Profil markant von der Umgebung abheben.

Dem Kuraten von Rocca Pietore, Don Filippo Carli, kam es »wie der Weltuntergang vor,« während die »Bevölkerung allein ist, im Stich gelassen.« Am Ende hörte er noch derart fürchterliche Detonationen, dass die Häuser erzitterten und einzustürzen drohten, wie es ihm schien. Selbst die Fenster der Kirche gingen unter lautem Lärm in Brüche. Er glaubte an Bombenangriffe. Das Gleiche geschah allerorten an der Dolomitenfront.

Am nächsten Tag schon zogen 500 österreichische Soldaten durchs Dorf. Dann kehrte Ruhe ein. Aber nicht für lange. Zornerfüllt und trauernd musste Don Filippo Carli am 28. Februar 1918 in das Totenbuch von Rocca Pietore notieren, dass wegen des allgemeinen Mangels an Metallen in Österreich alle Kirchenglocken hierzulande sequestriert wurden.
Eine Truppe von Soldaten ersteigt den Turm und schneidet sie ab. Es nützt nichts, sich an das Distriktkommando in Agordo zu wenden, um wenigstens die größte Glocke zu retten. Es gibt keine Rekursmöglichkeit. Uns bleibt nur mehr die kleine

Archivio Giordano De Biasio

Während der überhasteten Flucht der Italiener nach dem Durchbruch von Karfreit, wurden auch im Kampfgebiet der Marmolata Unmengen von Ausrüstungen und Kleidungsstücken zurückgelassen. Sehr schnell nahm die Bevölkerung davon Besitz, wie man an den Kindern in Militäruniform erkennen kann.

Glocke mit 380 kg. Und sie drohen, uns selbst diese wegzunehmen. Mögen unsere Nachfahren dies im Gedächtnis behalten.

Einige Monate später kamen die Österreicher wieder, um auch die 380 kg schwere Glocke mitzunehmen. Sie beriefen sich auf ein neues Gesetz, demzufolge alle Glocken mit über 50 kg Gewicht einzuschmelzen seien. Die Bewohner könnten eine kleine Glocke aus einem Depot in Belluno holen. Der Pfarrer und der Bürgermeister lehnten ab. In Belluno machten sie sich derweil daran, das Kupferdach des Doms abzutragen. Der dortige alte und ehrwürdige Dekan überzog sie mit einem Fluch: »Sie sind wahrhaftige Mörder.« Aber damit nicht genug. Die Häuser wurden umstellt, Polizisten drangen in sie hinein und requirierten alles, was nur irgendwie von Wert war. Matratzen, Kleider, Bronze-Skulpturen, italienische Militäruniformen. Die Einheimischen versteckten bald ihre Habseligkeiten überall, wo sie nur konnten. Im Wald, in den Almhütten, in versteckten Kellern. Von Monat zu Monat steigerte sich die Gier der neuen Herrscher, besonders da es immer weniger zum Wegnehmen gab.

Zu sehr litt das große österreichisch-ungarische Kaiserreich Mangel. An allem: nicht nur an Eisen, auch an Medikamenten und Nahrungsmitteln. Trotz des Durchbruchs in Italien war die österreichische Armee vollkommen ausgezehrt, und das, obwohl sie auf dem Schlachtfeld nicht geschlagen worden war. Auch die österreichischen Stellungen an der Marmolata lagen nun mangels Gegner verwaist da. Die Natur nahm sich alles wieder zurück. Die wundervollen Gletschergänge, den »Eisdom«, »die Kärntner-Straße«. Innerhalb kürzester Zeit zerfielen sie. Und in der Zwischenzeit kämpften die Soldaten anderswo ihre letzten Schlachten.

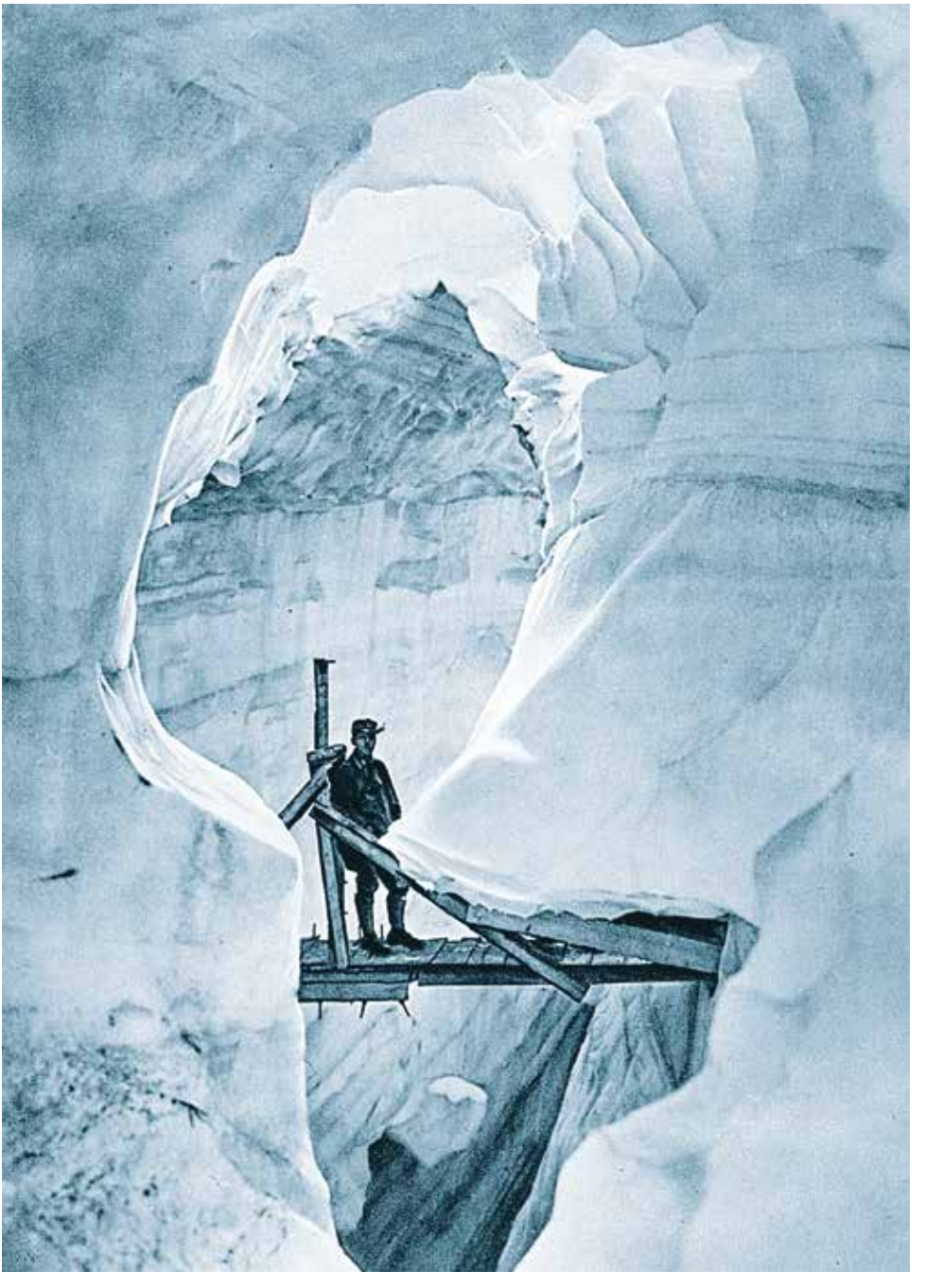


Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin - Wachtler

Ein Soldat beim Überschreiten einer ausgesetzten Holzbrücke. Im Vordergrund ist der Stolleneingang schon zusammengebrochen.
Rechte Seite: Während einer der Arbeiter den Gletscher ausleuchtet, vergrößern die anderen die Spalte.

Die große Lawine

Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin - Wachtler

Ein Gebäude tauchte auf, wir sprangen vom Wagen, hasteten abwärts, da stockte der Fluß, hart geballter Lawinenschnee. Der Nebel riss für Augenblicke auf, hob sich, der Gletscherabbruch grinste tückisch herunter, und da sahen wir die Spur der Lawine, die in eleganter Kurve das schützende Tal zwischen Gletscher und Gran Poz seitwärts durchlaufen hatte, um sich dann in neuer Wendung auf die Siedlung der Krieger zu stürzen.

Da vorn tanzte einer und sang, verrückt geworden, andere gruben und schaufelten. Wo war die Reservebaracke der zweiten Kompagnie, da stand sie doch einmal? Ein Gewirr von Balken, Brettern, Schneeklumpen, Armen und Beinen, Uniformfetzen und Tüchern. Zerschmettert, wie eine ungeheure Ziehharmonika in die Felsnische gepresst. Tote lagen da, mit blaugedunsenen Gesichtern.

VIKTOR SCHERF
Das größte Lawinenunglück im Ersten Weltkrieg am 13. Dezember 1916

Die fürchterliche Lawine kam am 13. Dezember 1916 morgens. Seit acht Tagen wechselte Schnee mit nassem, schwerem Regen ab. Kurz zuvor hatte Leo Handl noch aufgerufen, das österreichische Reservelager Gran Poz ins tiefe Eis zu verlegen. Aus taktischen Gründen wurde ihm dies von der Heeresführung verweigert.

Anfang Dezember verfasste Gletscherkommandant Hauptmann Rudolf Schmid ein Bittschreiben, dieses Lager kurzzeitig zu räumen. »Die gewaltigen Schneemengen haben die Bewegungsfreiheit derart eingeschränkt, dass ein feindlicher Angriff an vielen Stellen in der eigenen Front unwahrscheinlich ist.« Das Kommando der 90. Infanterietruppen-Division, stationiert im noblem »Grand Hotel Karersee«, lehnte ab. Und dies obwohl sich die Anzahl der Lawinentoten bis dahin schon auf fünfzig Mann belief und die Nachschubposition Gran Poz in einem von Lawinen gefährdeten Bereich stand. Selbst die Fassaner Bergführer warnten die Heeresführung eindringlich.

Foto Rudi Schmid - Archivio Maurizio Dellantonio

Feldkurat Martin Matschik. Wegen seines Mitgefühls und seinem Einsatz wurde er von allen hoch geschätzt.

Die um eine runde, flache Felskuppe errichtete Barackensiedlung namens Gran Poz hatte sich in den letzten Monaten, etagenförmig und gegen Beschießung gedeckt, immer weiter vergrößert. Von diesem auf 2250 m hoch gelegenen Punkt konnten Einsatzkräfte schnell zur Marmolata-Scharte oder zum Ombrettapass aufsteigen.

Der Eisbruch unter dem Gipfel drohte mittlerweile gewaltig. Und es schneite und schneite ununterbrochen weiter. Bis spät abends am 12. Dezember saßen im Barackenlager Gran Poz der junge Feldkurat Martin Matschik, Sanitätsleutnant Günther Herkules und Leutnant Dr. Rigele zusammen mit an die hundert Männer und führten weise Reden. Der allseits beliebte Pfarrer war eingesprungen, nachdem eine Lawine seinen Vorgänger Martin Benedikt in Schluderbach erstickt hatte. Als erstes führte er die »Gletschermesse« in der Eisstadt ein. Andere spielten mit ihren Musikinstrumenten. Etwas weiter unterhalb frohlockte Oberleutnant Viktor Scherf über die neuesten Ereignisse, die sich scheinbar anbahnten.

Alle Telefonleitungen waren zerrissen, die Felswege verwächtet, alles saß in Gletscherhöhlen, Kavernen und verschneiten Hütten, nichts schien uns mit der Außenwelt zu verbinden, und doch – am 12. Dezember kannte man in allen Unterständen des Berges den Armeebefehl, in dem von der Einleitung der Friedensverhandlungen berichtet wurde. Da saßen sie in allen Baracken, um die Öfen, tranken, rauchten und phantasierten vom Frieden, und manchen schien es als die größte Sorge der

Archivio Maurizio Dellantonio

Ein noch nie veröffentlichtes Foto zeigt die berühmte "Handlhütte" am Gran Poz. Sie lag etwas abgelegen und wurde deshalb beim großen Lawinenunglück nicht in Mitleidenschaft gezogen. Rechts der Col de Bous, im Hintergrund der Sasso di Mezzodì.

Zukunft, wie man bei dem vermaledeiten, massigen Schnee rechtzeitig von der Marmolata käme, um ja nichts vom Frieden zu versäumen.

Alle feierten sie den lang ersehnten Frieden. Es wurde späte Nacht. Der Gletscherpfarrer und seine zwei Freunde waren fest überzeugt, Hauptmann Rudolf Schmid ließe sie in der nahe gelegenen Hütte in den Gästezimmern schlafen, damit sie nicht noch zu so später Stunde absteigen mussten. Doch der Hauptmann zeigte sich griesgrämig, wie sonst nie. Sie sollten noch in der Nacht hinunter, lautete sein Befehl. So wateten sie durch den bauchtiefen Schnee und ärgerten sich. Durch Sturm, Dunkelheit und Schnee mühten sie sich zu einer kleinen, am Felsen angeklebten Baracke.

»Um 5.30 hörten wir plötzlich ein dumpfes Donnern, dem eine unheimliche Stille folgte«, erinnerte sich Feldkurat Martin Matschik. Es donnerte, ein Rauschen fegte über sie hinweg und presste sie an die Felsen. Bewusstlos blieben sie liegen.

»Die fast ebene Zunge zwang die vorausgestoßene Luftwelle wie einen Skispringer horizontal und daher unschädlich in die Luft, aber die enorme Masse von rund 150.000 t fiel auf das Lager«, stellte der immer nüchterne Ingenieur Leo Handl fest.

»Irgendwo schrie wer in der Tiefe, dann riss ein eisiger Windstoß die schlafmüden Augen auf. Herr Oberleutnant! Gran Poz ist verschüttet!« rüttelte man Viktor Scherf, den jungen Oberstleutnant des 1. Bataillons des Kaiserschützenregiments Nr. III wach. Noch glaubte der an ein kleines Schneebrett. Atemlos wurden alle nur vorhandenen Schaufeln und Grabwerkzeuge angefordert. Die rudimentäre Seil-

bahn lief erstaunlicherweise noch. Mit ihr fuhren sie in die Höhe und starrten auf ein Bild des Entsetzens. Der Luftdruck war so heftig gewesen, dass eine Hütte 500 Meter durch die Luft ins Kar geschleudert worden war. Nur die »Handl-Kolonie«, in der 45 Bergführer die Nacht verbracht hatten, und die »Handl-Hütte« waren von der Lawine verschont geblieben. In einem Wettlauf gegen die Zeit begannen sie, im steinharten Schnee zu graben. Bald stießen sie auf die ersten Toten und Verwundeten. Die Gästehütte des Bataillons lag vollkommen zerstört. Feldkurat Martin Matschik dankte es dem griesgrämigen Hauptmann Schmid, dass er sie nicht hatte übernachten lassen. Die Baracke, wo 130 bosnische Träger schliefen, lag vollkommen zertrümmert. Die Hütte des Kommandanten hatte es genauso eingedrückt. Hauptmann Rudolf Schmid und sein Adjutant wurden nach sieben Stunden verletzt freigeschaufelt. Aber noch immer lagen viele Baracken vollkommen zerstört unter meterhohem Schnee.

Archivio Maurizio Dellantonio

Die Drahtseilbahn nach Gran Poz.

»Wir sahen ein Gewirr von Balken, Brettern, Armen, Leichen und Köpfen. Da vorne tanzte einer und sang gräulich dazu, denn er war verrückt geworden«, schilderte Kaiserschütze Josef Strohmaier entsetzt. Die Helfer hatten ihn gerade aus den harten Schneemassen befreien können. Je mehr Stunden verrannen, desto augenscheinlicher wurde das Grauen. Selbst der zweite Mediziner der Marmolata, der mit vierzig Grad Fieber in seiner Baracke lag, wurde dringend heranbeordert.

Eines brachten sie in Massen: Särge, immer wieder Särge, es war das erste Mal im Feld und an der Front, dass wir von etwas zu viel erhielten.

Oberleutnant Viktor Scherf bemühte sich verzweifelt, einen Rest Ordnung und Ruhe in die vollkommene Aussichtslosigkeit zu bringen.

*

Im Sommer 1916 war Kaiserschütze Eugenio Mich aus Tesero an die Marmolata-Front versetzt worden. Von Beginn des Krieges an litt er als italienischsprachiger Trentiner in der österreichischen Armee an dem Misstrauen, das sie ihm entgegengebrachten. Einige Wochen zuvor hatten sie seinen Kameraden Tonini aus der Valfloriana als Deserteur erschossen.

Sie haben ihm eine Gewehrsalve in die Beine geschossen. Er ist umgefallen und hat gebrüllt wie ein Stier. Eine Kugel in den Rücken, eine andere in den Bauch, eine nächste in die Rippen und wieder eine, ich weiß nicht wohin. Um es zu beenden, hat Hauptmann Holle den Befehl erteilt, die Pistole an die Schläfe zu richten.

Im Winter zuvor hatte Eugenio Mich am Col di Lana Laufgräben verbreitern müssen. Einmal riefen ihn zwei seiner Landsleute nach vorne. Im tief gefrorenen Boden zeigten sie ihm einen menschlichen Kopf.

Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin - Wachtler

Auf diesem Bild erkennt man, in welch ausgesetzter Lawinenlage das österreichische Lager Gran Poz errichtet worden war.

Mit Haue und Pickel und ihrer ganzen Kraft schlugen sie ihn ab. Wo wir standen, fanden wir andere Verschüttete, einen über dem anderen. Diesmal waren es Füße, und auch diese mussten wir herunterhauen.

In diesem vereisten Schlamm wäre es eine zu große Arbeit gewesen, jeden Einzelnen auszugraben, um sie dann doch nur einige Meter weiter zu begraben, ließ sich Eugenio Mich überzeugen. Nun musste er genauso wie alle anderen in der Barackensiedlung am Gran Poz verharren, während draußen die Winterstürme tobten. Bis die große Lawine auch ihn erfasste.

Morgens um 6 Uhr fegte die Lawine in die Baracken, wo wir in 200 Mann schliefen. Die meisten wurden mit den Baracken weggeputzt. Ich blieb unter den Trümmern der Stockbetten zerquetscht, mit den Armen unter der Schulter ... Neun weitere Baracken wurden mitgerissen. Insgesamt waren es 365 Menschen, 272 wurden getötet und nur 93 konnten lebend geborgen werden, aber auch unter ihnen gab es Verletzte, die meisten schwer.

Und der arme Eugenio Mich zählte noch jene seiner Kameraden auf, die nur noch tot geborgen werden konnten.

*

An diesem unheilvollen 13. Dezember 1916 hielt es der Trentiner Überläufer Tullio Minghetti auf der italienischen Seite nicht mehr aus. Er wusste, dass an der Serauta einige seiner Leute seit Wochen ohne Nachschub ausharrten. Gegen 18 Uhr abends ließ er die rudimentäre Seilbahn in Betrieb setzen. Zusammen mit drei anderen Alpini fuhr er in die Höhe. Es herrschte schon Dunkelheit. Wie wild wurden die

Gondeln durchgeschüttelt. Als sie jene der Gegenrichtung kreuzten, schwankten diese so heftig auf ihre Seite, dass sie nur mit Glück nicht von ihr getroffen wurden. Immer wieder wurden sie an die Felsen geschleudert und drohten 300 Meter in die Tiefe zu stürzen. Für sie war es die schlimmste Fahrt ihres Lebens. Als es am 20. November angefangen hatte zu schneien, freuten sie sich noch alle über den Schneefall. Aber nun lag der Schnee viele Meter hoch. Wie Befreier wurden sie in der Baracke von den dort ausharrenden Wachposten gefeiert. Im Inneren herrschte eine wohlige Wärme, auch gab es Licht. Dann gingen sie schlafen.

Tullio Minghetti schaute noch auf die Uhr. Es war genau 8 Uhr abends, als die Lawine auch über ihr Lager hereinbrach. »In diesem Augenblick wurde ich auf den Boden geschleudert und etwas drückte an meine Schulter. Mit der linken Hand ertastete ich die Holzbalken, mit der rechten stieß ich an eine Mauer.« Sie begannen, um ihr Leben zu graben. Neben ihnen schrien die Verletzten. »Einer der Verletzten hatte einen Augapfel verloren, während der andere über einen gebrochenen Arm jammerte, der ihn heftig schmerzte.«

Foto Leo Handl - Archiv De Bernardin - Wachtler

Eine unter meterhohem Schnee verschüttete Baracke am Gran Poz. Sie musste aus sechs Metern Tiefe frei gegraben werden.

Als es endlich Morgen wurde, waren ihre Finger blutig vom Graben und sie waren halb erfroren. Sie hielten nach den anderen Hütten Ausschau. Leutnant Enoch und seine Truppe gelangten halb erstickt und vollkommen verrußt durch einen engen Schneegang ins Freie. Eine andere Baracke hatte es vollkommen weggerissen. Erst im Frühjahr aperten neun Soldaten dort heraus. Die Lawine hatte ihren zerstörerischen Lauf bis ins Val Ciamp Darei fortgesetzt und über 200 Meter alle Bäume mitgerissen. Noch über mehrere Kilometer hatte man ihren Donner vernommen.

*

In diesen Tagen schlug überall in den Dolomiten der weiße Tod zu. Nicht weit von Gran Poz entfernt, auf der Malga Bolengita am Fleimser Kamm, folgte eine Lawine der anderen. Es gab 200 Tote. Wie nie zuvor traten Fälle absoluter Erschöpfung auf. Leute sackten während des Schneeschaufelns plötzlich tot zusammen. Andere wurden hohläugig mit eingefallenen Wangen, blau unterlaufenem Gesicht, in fast sterbenden Zustand, auf Tragbahren zu den Sanitätern gebracht. Oder sie blieben einfach pulslos mit Temperaturen unter 36 Grad liegen.

»Durch Wärme, Kampfer, heiße Getränke erholten sie sich ziemlich rasch, begannen zu essen, aßen 6 - 8 Stücke Brot und noch mehr, heißhungrig alles, was sie bekamen - und gingen andern Tags zu Fuß zur Hauptanstalt,« stellte ein Sanitätsarzt überrascht fest.

Foto Rudi Schmid - Archivio Maurizio Dellantonio

Der Eingang zum Eisstollen von der Dodici zur Serauta. In der Mitte postiert stolz der Gletscherhauptmann Rudolf Schmid, links davon Oberst Korvin und Oberstleutnant Ditz, rechts Dr. Bergmann und der Assistenzarzt Dr. Philipp.

Während der Wetterkatastrophen im Dezember 1916 konnten viele Truppenteile nur mehr äußerst mangelhaft versorgt werden. Der Nachschub fiel aus. Die Männer waren schon vorher bis auf die Knochen abgemagert,und jeder Ansatz von Fettgewebe war aufgezehrt. Wollten die Leute nicht im meterhohen Schnee ersticken, mussten sie sich zu Tode schaufeln. Doch was sie in einer Stunde freischaufelten, wurde in der nächsten von den orkanartigen Schneestürmen wieder hineingeweht. Dazu kam noch die mangelhafte Kleidung. Die mit Fell gefütterten Handschuhe wurden nach kürzester Zeit nass, und sie froren darin nur noch mehr. Vielfach arbeiteten sie mit bloßen Händen weiter. Frostbeulen standen an der Tagesordnung. Meist fehlte die Gelegenheit, sich irgendwo aufzuwärmen und zu trocknen. Auch die durch den anstrengenden Dienst in der Stellung abgenützte Kleidung wurde durch das Arbeiten in metertiefem Schnee, bei Tag und Nacht und furchtbarem Sturm, von Schnee und Eis ganz überkrustet, nass und steif. Die Schuhe waren wasserdurchlässig, die Fußfetzen saugten sich voll, Gelegenheit zum Trocknen gab es kaum. Trotzdem mussten sie unaufhörlich schaufeln. Manchmal kamen sie nicht einmal in ihre Unterkünfte hinein, weil sie vom Schnee eingedrückt worden waren. So hockten sie einige Stunden in Schneekavernen, wo es keine Möglichkeit gab, ein Feuer zu entzünden, da kein Holz vorhanden war. Eine eiskalte Konserve ohne Brot stellte für viele den höchsten aller Genüsse dar.

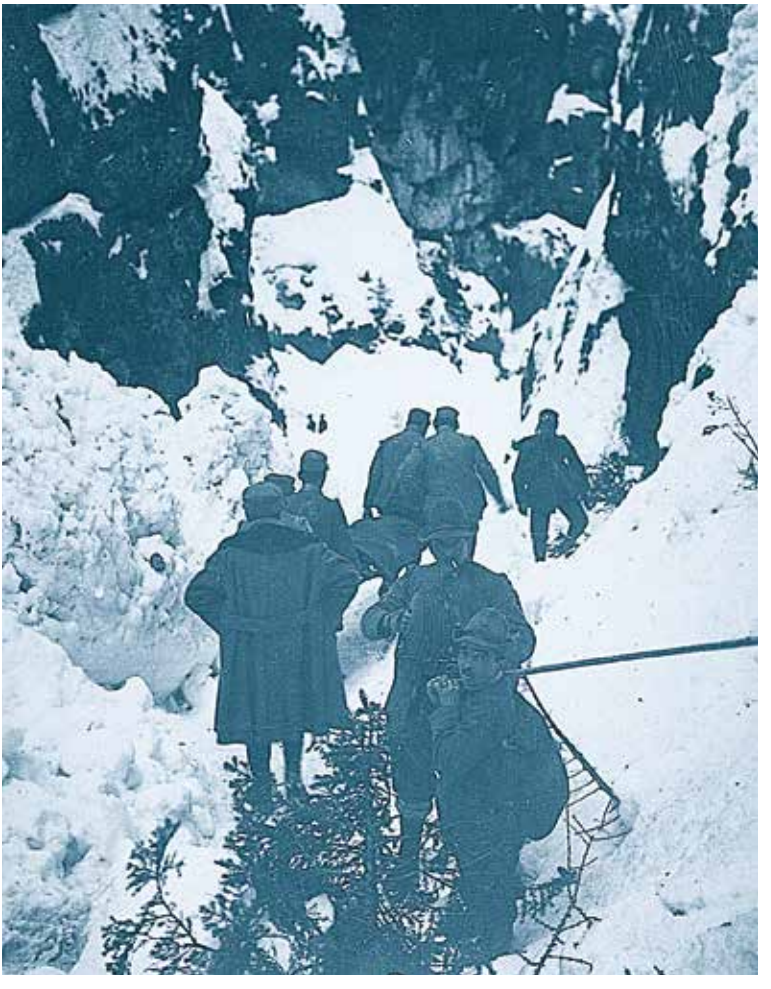
*

Das Lawinenunglück von Sottoguda vom 9. März 1916. Es forderte 60 Menschenleben, davon eine Unzahl von Zivilisten.

Nach fünf Tagen wurden die Bergungsversuche am Lager Gran Poz eingestellt. Niemand erhoffte sich, noch irgendwo Lebende zu finden. Alle Einsatzkräfte waren übermüdet, besonders die Sanitätsleute. Doch sie sollten auch die nächste Nacht noch nicht zum Schlafen kommen. In ergreifenden Worten schilderte Kaiserschützen-Oberstleutnant Viktor Scherf, was sich in dieser Nacht zutrug und alle von einem Wunder sprechen ließ:

Im letzten Winkel der Kompaniebaracke von Gran Poz war ein Hohlraum zwischen Brettern und Felswand geblieben. Da drinnen war ein halbes Dutzend Menschen der mörderischen Umarmung der Lawine entgangen. Und da war ein kleiner, eiserner Kerl unter ihnen, von Lebensmut und Energie geladen, der wollte vom Sterben, von so einem elenden Sterben, nichts wissen. Draußen wollten sie Frieden machen, und sie sollten da elend verrecken? Und sein Messer hatte er auch bei sich. Er fing an zu graben, er grub durch Balken und Bretter, kam auf Schnee und wieder auf Bretter, und nach eisenhartem Firm kam wieder zähes Holz. Und es war eine ewige Finsternis um sie, sie wussten nicht, ob die Zeit stillstand oder rasend lief, ob sie Stunden begraben lagen oder Monate. Aber der kleine Mann, dessen heldenmütiger Name vergessen wurde, wie der von so vielen stillen Helden, grub und bohrte mit wenigen Pausen, tröstete die andern, die da eingekeilt hinter ihm lagen, und in der fünften Nacht kam er durch und an die Luft des Berges, über dem seit Wochen wieder zum erste Mal die Sterne standen. Und da stand er gerettet und rief um Hilfe, nicht für sich, für die Kameraden da unten.

Hundertfünf Stunden lang hatte sich der junge Kaiserschütze einen sechs Meter hohen Eiskamin zum Leben kratzen müssen. Ingenieur Leo Handl vermerkte



Archiv Danilo Morell

Ein bewegendes und zugleich tragisches Bild: Einige italienische Soldaten tragen vorsichtig einen Verletzten durch die Serrai di Sottoguda. Diese Schlucht bildete im Winter die einzige Verbindung zwischen Malga Ciapéla und den darunter liegenden Dörfer Sottoguda und Caprile.

es als »erschütterndes, unglaubliches Ereignis« in seinem Tagebuch. Fast nackt, nur in Hemd und Socken kroch der junge Held mit blutig gescheuerten Händen aus dem Schnee heraus. Der ganze Unterstand war wie ein Kartenhaus zusammengefallen, nur bei ihm hatte sich ein Hohlraum gebildet. Weitere sieben Männer förderten sie mit schweren Erfrierungen und Verletzungen ans Tageslicht.

Es staunte Feldkurat Matschik: »Von den sieben Begrabenen war einer tot, einer hatte sich die Füße erfroren. Die anderen hatten sämtliches Zeitgefühl verloren und meinten, es wären erst 24 Stunden vergangen.«

Vielen war der Befehl zum Verhängnis geworden, sämtliche Geräte, Schaufeln und Pickel außerhalb der Baracken zu lagern. Über viele Tage förderte die Seilbahn die Leichen ins Tal. Kurz vor Weihnachten grub man nochmals fünfzig Leichen aus der Lawine. Den Vorarlberger Kaiserschützen A. Dreher befahl man, über die Feiertage neben ihnen zu verharren. Als einziger Lebender unter den Toten. Eine Skiverletzung verhinderte, dass auch er, wie alle anderen, zur Erholung ins Tal hinuntergehen durfte.

Archiv Famiglia Mecacci

Sottoguda im Winter 1916. Die Straße, welche von Roccapietore nach Sottoguda führt. Im Bild sieht man zahlreiche Frauen, welche beim Schneeschaufeln mithelfen. Die Bilder geben einen Eindruck der gewaltigen Schneemengen und zeigen, wie enorm hoch die Lawinengefahr war.

Im Frühjahr aperten über vierzig Tote jener Baracke aus dem Eis, welche der Luftdruck Hunderte von Metern durch die Luft geschleudert hatte. Viele Jahre später lagen in einer Felsnische noch mehr als ein Dutzend Särge, als makabre Zeugen für neugierige Besucher.

*

Allmählich neigte sich das Unglücksjahr 1916 seinem Ende zu. Schon am 9. März hatte eine andere mörderische Lawine an der italienischen Seite der Marmolata zugeschlagen. Das offizielle Militärtagebuch des 51. Infanterieregiments vermerkte lapidar: »Eine große Lawine, welche von der Marmolata auf Tabià Palazza herunterstürzte, hat alle dort befindlichen Baracken zerstört und die Personen in ihrem Inneren mitgerissen. Die Verluste belaufen sich scheinbar auf 200 Mann. Eine andere Lawine kam von Malga Ciapèla und forderte 60 Menschenleben. Selbst in Sottoguda hat eine aus Val Bona kommende Lawine Vierbeiner, Militär und Zivilisten verschüttet.«

Mitfühlender zeigte sich der dortige Pfarrer Don Filippo Carli. Er berichtete vom zerstörten Bauernhaus der Familie Dell'Antone und der Frau Rachele: Sie starb von einem Holzbalken getroffen unter den Trümmern ihres Hauses. Ein Kind, das sie in ihren Händen hielt, blieb am Leben und wurde gerettet.«

Die Rettung des Kindes schien wie ein Wunder. Nicht retten dagegen konnten sich 20 Soldaten, 70 Maulesel und insgesamt 19 Schneeschauflern, von denen achtzehn aus Sottoguda stammten. Mehr als drei Tage grub man nach ihnen und konnte trotzdem nicht alle bergen. Allem Anschein nach hatten sich die Naturgewalten in jenem Kriegsjahr 1916 mehr denn je gegen die Menschen verschworen.

Archivio famiglia Lehrach

Archivio Graziano Vinti

Schicksale

Links: Der 20jährige Adolf Lehrach, der beim Lawinenunglück am Gran Poz zu den wenigen Überlebenden zählte und sich in Bozen auskurierte. Rechts: Weniger Glück hatte auf der anderen Seite Paris Belardi aus Perugia, der am 9. März 1916 unter jene Lawine kam, welche 200 Menschenleben forderte.